

Neue Entwicklungen in Praxis und Theorie kirchlicher Jugendarbeit

von Patrik C. Höring

Der grundlegende Beitrag des theologischen Referenten im Erzbischöflichen Jugendamt Köln, Patrik C. Höring, gibt einen Überblick über die neuesten Entwicklungen in Theorie und Praxis der kirchlichen Jugendarbeit in Deutschland. Während Mediatisierung und Eventisierung der Jugendarbeit zunehmen, will kirchliche Sozialisation nur mehr bei einer Minderheit gelingen. Theologisch-theoretisch wird der didaktisch ausgerichtete Entwurf der Synode (1975) fortgeschrieben und mit den Konzepten der Evangelisierung, der Mystagogie und der Koinonia konfrontiert. Insgesamt scheint die Zeit der großen Entwürfe einer Phase des Suchens und der Experimente zu weichen, in der das »Personale Angebot« weiterhin ausschlaggebende Bedeutung hat.

Einleitung: Kirchliche Jugendarbeit seit der Wiedervereinigung

Für die kirchliche Jugendarbeit bildete – wie für andere gesellschaftliche Bereiche auch – die Wiedervereinigung Deutschlands 1990 einen Einschnitt. Seit dem Zweiten Weltkrieg hatten sich Jugendstudien, theologische Konzepte und praktische Entwicklungen eigentlich nur auf Westdeutschland bezogen. Entwicklungen in der DDR hatten wenig prägende Kraft für die Arbeit im anderen Teil Deutschlands, gleichwohl es zwischen den Multiplikatoren der (kirchlichen) Jugendarbeit Kontakte gab und die Konzepte der ostdeutschen Bistümer auch im Westen bekannt waren. Doch im Wesentlichen entwickelte sich die kirchliche Jugendarbeit der Nachkriegszeit in Ost und West getrennt voneinander (vgl. dazu auch Wedell/Friemel 1993).

Mit der Wiedervereinigung änderte sich dies. Empirische Studien legen bis heute einen Schwerpunkt auch auf die Situation in den neuen Bundesländern (vgl. Döhnert 2000; Fischer 2000). Deutsch-deutsche Kooperationen wurden vertieft und auf andere europäische Länder, insbesondere auch nach Ost- und Mitteleuropa erweitert. Die demographische Situation der Christen bzw. Katholiken in den neuen Bundesländern wurde als fatal für die Arbeit auch in den alten Bundesländern wahrgenommen (vgl. »Zeit zur Aussaat« 2000 mit dem Brief des Erfurter Bischofs Wanke). Denn auch hier ist die (kirchliche) Jugendarbeit im Umbruch. Es scheint eine Zeit der Ernüchterung zu sein, ein Ende der großen Entwürfe und der theologischen Visionen, die oft der Praxis nicht standhielten. Die zyklisch wiederkehrenden Konflikte zwischen Kirchenleitung und Jugendverbänden haben ermüdet und sind einer friedlichen Koexistenz gewichen. Sind streitbare Themen heute passé oder ist es die Ruhe vor dem nächsten Sturm?

Entkirchlichung und Individualisierung sind weiter vorangeschritten, ohne dass man es mit dem Herzen wirklich akzeptiert und sich darauf eingestellt hätte. Darüber lassen auch die beeindruckenden Weltjugendtage nicht hinwegsehen. Noch sind die Katholikentage

deutlich von jungen Menschen geprägt, aber die Zahl der „Jung-Geblienen“ nimmt zu. Wie das „*Neue Geistliche Lied*“ scheinen auch die „klassischen Formen“ kirchlicher Jugendarbeit wie Gruppenarbeit, Verbandsmitgliedschaft, kontinuierliche verantwortliche Mitarbeit in die Jahre gekommen zu sein. Kirchliche Aktivitäten haben keine große Bindungskraft mehr wie zur Zeit des Milieukatholizismus. Die kirchlichen Jugendverbände haben gesellschaftlich und innerkirchlich an Einfluss verloren. (Deutliches Zeichen war die Trennung von Amt und Verband in einzelnen Bistümern und die Entflechtung im Jugendhaus Düsseldorf 1994 auch auf Bundesebene.) Wo kirchliche Jugendarbeit heute steht, lässt sich angesichts einer differenzierten Praxis kaum sagen. Wenig scheint heute gesamtkirchlich konsensfähig. Es dominieren die kleinen Versuche und die überschaubaren Experimente vor Ort. Eine Zeit der Suche dauert an.

1. Beobachtungen: Neue und alte Handlungsformen

Gesellschaftliche Entwicklungen erfordern neue Handlungsformen und bringen diese hervor. Darin zeigt sich, dass kirchliches Handeln durchaus *in der Lage ist*, neue Entwicklungen *aufzugreifen* und es bestätigt sich die Grundüberzeugung, dass kirchliches Handeln nicht ohne gesellschaftliche Bezüge gedacht werden kann. Dennoch stellt sich immer wieder neu die Frage, ob die Kirche sich hier mit einer zeitlichen Verzögerung gesellschaftlichen Entwicklungen einfach anpasst oder ob sie nicht besser diese kritisch transzendieren sollte. In jedem Fall kann festgehalten werden, dass es sich um Reaktionen auf Veränderungen handelt, auf die die Kirche keinen Einfluss (mehr) hat.

1.1 Mediatisierung

Die einschlägigen Jugendstudien belegen eindeutig die zugenommene Nutzung verschiedenster neuer Medien und der neuesten Technik durch junge Menschen (vgl. u.a. Fritzsche 2000; Opaschowski 1999). Dies fokussiert sich auf den Computer. Auch wenn noch längst nicht jeder junge Mensch einen eigenen besitzt, so ist er doch heute nicht mehr wegzudenken. Er eröffnet den Zugang zu verschiedenen virtuellen Welten – nicht nur in Computerspielen, sondern vor allem auch im Internet.

Zwar sollte die Bedeutung des Internets nicht überschätzt werden (erste Studien sprechen bereits von einer Stagnation des Interesses), dennoch kann jugendpastorales Handeln heute kaum noch darauf verzichten. Wer sich im Internet auf die Suche macht, dem wird die große Zahl von Homepages einzelner „Basisgruppen“ (Pfarrei- und Ministrantengruppen, Verbände, Offene Jugendeinrichtungen, ...), die oftmals von jungen Menschen selbst konzipiert, gestaltet und gepflegt werden, auffallen. Sie sind zumeist nicht nur optisch gelungen, sondern bieten auch eine Menge Informationen: Praxishilfen, Gruppenstundenmodelle, Gottesdienstvorlagen, Veranstaltungshinweise, Mitmachaktionen, Berichte von gelungenen Projekten, Humoristisches, virtuelle Adventskalender, Links etc. Sodann finden sich Seiten „professioneller“ Anbieter kirchlicher Jugendarbeit wie Diözesanverbände, Bischöfliche Jugendämter, Dekanatsstellen, Kirchliche Jugendbüros, Bildungsstätten etc.

Neben dem Bereich der *Selbstdarstellung* bzw. *Informationsbeschaffung (Recherche)*, werden zunehmend die Möglichkeiten des Internets als *Kommunikationsmedium* erkannt. Insbesondere Chat-Rooms erfreuen sich bei Jugendlichen großer Beliebtheit, denn hier kann jeder und jede teilnehmen und gleichzeitig unerkannt bleiben. Waren es früher vielleicht Telefon-, Brief- oder Fax-Aktionen, ist es heute der Chat-Room, durch den Jugendliche untereinander, aber auch mit der Kirchenleitung in Kontakt kommen können (z.B. www.chat-church.de). Ja, selbst Internet-Exerzitien sind möglich.

Darüber hinaus findet das Internet Gebrauch im Kontext bereits bestehender Praxisformen: In der Gruppenstunde werden Informationen zu einem bestimmten Thema im Internet gesucht. Die »Offene Tür« wird mit entsprechenden Computern und einem Internetanschluss »aufgerüstet«. Die (längst eingeschlafene) Teestube wird als Internet-Café reanimiert. Das Protokoll der Leiterrunde wird per E-mail verschickt.

Die Mediatisierung beschränkt sich nicht auf die Nutzung des Internets. Da inzwischen viele Jugendliche mit einem Handy ausgestattet sind, ergeben sich hier neue Formen des informellen Austauschs. Schon gibt es einen Service, der die Nutzer während der Fastenzeit mit einer SMS bedient, die einen kurzen, religiösen Impuls für den Tag enthält.

1.2 Eventisierung

Parallel zu Entwicklungen in der Jugendkultur ist eine Zunahme kirchlicher Großveranstaltungen zu konstatieren, die sich selbst oft ganz bewusst als „Event“ bezeichnen. Neu scheint zu sein, dass Veranstaltungen wie Weltjugendtage, Romwallfahrten, Bistumstreffen, Ministrantentage, regionale, diözesane und deutsche Katholikentage, Jambourees etc. (diözesane Jugendtreffen, Verbandstage o.ä. gab es ja bislang auch schon) bewusst die Qualität des (emotionalen) „Erlebnisses“ zu erreichen versuchen und so gezielt zur Stärkung der Identifikation mit einer bestehenden Gruppe oder Institution genutzt werden. Sie bieten im Unterschied zur alltäglichen Arbeit mit der Zielgruppe „das Besondere“. Ein „Heim der Offenen Tür“ kann nur dann von sich reden machen und entsprechende Mittel im Rahmen von Sponsoring bekommen, wenn ab und zu ein großes Kinderfest entsprechende Aufmerksamkeit (in den Medien, aber auch bei der Zielgruppe) erreicht. Selbst ein Jugendverband braucht in regelmäßigen Abständen die Vollversammlung oder das überregionale Sommer-Camp, um die Mitglieder an sich zu binden.

1.3 Bleibende Bedeutung der personalen Beziehung

Auf dem Hintergrund von Mediatisierung und Eventisierung scheint der Verlust an Beziehung zu drohen. Doch wer genau hinsieht, stellt fest, dass hinter dem Surfen durch's Internet nicht nur die Suche nach Informationen, sondern auch nach Kontakten steht. Finde ich Gleichgesinnte im Netz? Gibt es Angebote, die meinen Interessen entsprechen? Gibt es einen Chat, wo ich mitreden kann und darf? Gerade in einer Zeit, in der im näheren persönlichen Umfeld möglicherweise niemand mehr ist, der meine Interessen und Standpunkte teilt, ist diese Suche nach Kontakten und Zugehörigkeit die einzig mögliche. Und dies gilt angesichts einer abnehmenden Kirchlichkeit und der Auflösung konfessioneller Milieus gerade auch für kirchlich interessierte oder religiös suchende Jugendliche. Finde ich zu Hause oder in der Schule, unter Freunden oder im Betrieb kein Gehör für

meine Anliegen, weltweit gibt es sicherlich Menschen, die in einer ähnlichen Lage sind, gibt es Orte, wo ich mitreden darf, ohne geschliffen reden zu müssen. Und wer weiß: Vielleicht ergibt sich über diese virtuellen Kontakte auch einmal ein realer... – was bedeuten würde, die Grenzen des medial Machbaren zu überspringen und zu bewährten Face-to-face-relations zurückzukehren.

Noch etwas zeigt sich in der virtuellen Suche nach Zugehörigkeit: Die neue, „individualisierte“ Qualität von Beziehung. Ich selbst bestimme per Mausclick, wann und mit wem ich Kontakt haben möchte. Dadurch dass ich optisch unsichtbar bleibe (gleichwohl niemand meinen soll, er würde im Netz keine Spuren hinterlassen), kann ich Beziehung bei gleichzeitiger Distanz aufnehmen. Noch deutlicher zeigt sich die Suche nach Beziehung, Nähe und Zugehörigkeit in der Nutzung von Handys. Niemand muss mehr sein Date am Bahnhof verpassen, weil der Zug Verspätung hatte oder man sich im Gewühl der Rush-hour nicht finden konnte. Wer ständig erreichbar ist, dem entgeht auch das spontan ange setzte Treffen der Clique nicht.

Und wiederum zeigt sich die neue Qualität von Beziehung: kurzfristig vereinbart, schnell wieder verschoben oder abgesagt. Gleichwohl wird die Technik zur Ironie, wenn die ganze Clique zusammen ist, aber niemand mehr angerufen werden kann, weil alle da sind. Macht nichts, man kann sich ja immer noch SMS quer über den Tisch senden...

Die bleibende Bedeutung von Beziehung hält sich durch auch im Rahmen von Massenveranstaltungen. Zwar ist das Erlebnis der großen Masse, z.B. bei einem Konzert, prägend, doch zeigt sich auch die Ambivalenz, weil es die mit anderen (z.B. der Clique) gemeinsam erlebten und im Nachhinein „verarbeiteten“ (d.h. weitererzählten, gemeinsam erinnerten) Erlebnisse sind, die mittel- und längerfristig tragen. Vielfach waren es die spontanen, persönlichen Kontakte am Rande der Weltjugendtage, die den Teilnehmenden wertvoll waren und gegebenenfalls alltagswirksam wurden. Es waren die Gottesdienste und Begegnungen in der Nähe der Unterkunft, die die Jugendlichen längerfristig bewegten. Und noch immer beeindruckend: Innerhalb der großen Menge wuchs das Bedürfnis nach einem seelsorgerlichen Gespräch und nach der Beichte. Dennoch: Die Suche nach Beziehung bleibt ganz in der Hand des Individuums. Die Erlebnisgemeinschaft ist zeitlich befristet und gelingt (fast) ohne die Übernahme jeglicher Verantwortung.

1.4 Lebensraumorientierte und niederschwellige Angebote

Traditionelle Bindungen an Institutionen gehen verloren; die klassische Form der Mitgliedschaft ist in der Krise. Vor allem die Jugendverbände sind davon betroffen und suchen nach neuen Formen der Beteiligung. Längst schon hat man erkannt, dass für Angebote auch in den eigenen Reihen geworben werden muss. Ebenso stehen Form und Inhalt der Angebote auf dem Prüfstand. Neben einer gewissen Resignation, dass sich kontinuierliche, planbare und selbst tragende Gruppenarbeit sowie explizit religiöse oder politische Themen kaum noch realisieren lassen, finden sich aber auch Mut und Entschlossenheit, neue Formen der Jugendarbeit auszuprobieren. Hierzu zählen die Initiativen einer lebensraumorientierten Pastoral sowie niederschwellige Angebote im Sinne einer Passantenpastoral, insbesondere in der offenen Kinder- und Jugendarbeit sowie in der Jugendso-

zialarbeit, die immer mehr mobilen und aufsuchenden Charakter annimmt bis hin zu Formen des Streetwork.

Hier wird ganz besonders der Anspruch des Würzburger Synodenbeschlusses deutlich, dass sich Kirche dorthin zu begeben hat, wo die Jugendlichen sind (vgl. Synodenbeschluss kirchlicher Jugendarbeit 1976, 301.308). Niederschwellige Angebote finden ihren Ort an Treffpunkten Jugendlicher: im bereits bestehenden „Heim der offenen Tür“, an neuen Orten wie der Jugendkirche im Stadtzentrum oder dem neu eingerichteten Jugendcafé, das mit der früheren Teestube im Jugendheim äußerlich nur noch wenig gemein hat und einem „echten“ Café vom Angebot und den Öffnungszeiten her in nichts nachsteht. Der Jugend(sub)kultur angepasste Angebote, wie Filmnächte, Musikveranstaltungen oder Ausstellungen finden dort ihren Platz wie auch offene spirituelle Impulse, Podiumsdiskussionen u.ä.

Dabei ist kritisch zu fragen, ob es nur darum geht, „kleinere Brötchen zu backen“ bzw. Jugendliche für andere Angebote anzuködern, was wiederum zur unsachgemäßen Unterscheidung von „Vorfeld“ und „Eigentlichem“ führen würde, oder ob das eigene Tun tatsächlich mit dem ureigenen Auftrag „Kirche für die Menschen zu sein“ zu tun hat. Hier tut eine Besinnung auf das eigene Leitbild, die eigenen Quellen und Wurzeln gut. Damit zeigt sich, dass eine gute Praxis nie ohne theoretische Reflexion auskommt.

1.5 Kooperation mit der Schule

Lange Zeit identifizierte man die Kooperation zwischen Staat (Schule) und Kirche mit dem Religionsunterricht. Im Zuge neuer Bildungsziele, vor allem im Hinblick auf personale und soziale Kompetenzen, entwickeln sich auch für die (kirchliche) Jugendarbeit neue Aufgaben, die unter Wahrung der Eigenständigkeit beider Handlungsfelder viele Chancen bieten und unter dem Begriff „Schulpastoral“ diskutiert werden. Möglichkeiten gäbe es zuhauf: Schulentage in einer Jugendbildungsstätte; begleitetes Sozialpraktikum; Angebote der Katholischen Studierenden Jugend (KSJ); eine Teestube, in der ein kirchlicher Mitarbeiter Zeit und offene Ohren für die kleinen und großen Sorgen von Schülerinnen und Schülern hat; Schulgebete und Schulgottesdienste für die Jahrgangsstufe oder innerhalb der Klasse; eine gemeinsame Eröffnung des Schuljahres und ein gemeinsamer Abschluss vor den Ferien; Projekttag oder -wochen, in denen auch die kirchliche Jugendarbeit ihre Kompetenz einbringt etc.

Kinder und Jugendliche erleben so Kirche in einem ihrer Lebensräume und nicht als Sonderwelt. Kirche kann sich als Partner mit einer spezifischen Kompetenz erweisen, notwendigerweise im Rahmen öffentlicher Schulen in ökumenischer Kooperation.

1.6 Fortbestehen »klassischer Formen« im Kontext der Kerngemeinde

Angesichts der Rede vom „Verdunsten“ des Glaubens und abnehmender Kirchlichkeit soll nicht verschwiegen werden, dass innerhalb der Territorialpfarrei, die durch ein bestimmtes »Erlebnismilieu« gekennzeichnet ist (vgl. Ebertz 1998, 129–139), durchaus »klassische« Formen wie Jugendgruppen, Ministrantenarbeit, Jugendchöre, Jugendliturgiekreise, aber auch Projekte wie die populäre Sternsingeraktion existieren und lebensweltlich handeln. Strukturelle Veränderungen innerhalb der Territorialeseelsorge setzen

diese Formen kirchlicher Jugendarbeit (wie auch die Territorialgemeinde insgesamt) zwar stark unter Druck. Doch belegen sie, dass eine nicht zu vernachlässigende Zahl junger Menschen für religiöse Inhalte, die Übernahme von Mitverantwortung und die Bereitschaft zu einer kontinuierlichen Mitarbeit ansprechbar sind.

1.7 Wandel des „Ehrenamtes“

Nicht erst durch das „Internationale Jahr der Freiwilligen“ 2001 ist der Blick auf das unverzichtbare Engagement Jugendlicher gelenkt worden. Der Einsatz für die Anerkennung und Förderung ehrenamtlichen Engagements war schon immer ein Thema, insbesondere der Jugendverbände. An vielen Stellen hat sich auch eine gute Kultur des Dankens entwickelt bis hin zu Formen der Anerkennung wie die Jugendleitercard, die Gruppenleiter/-innen bestimmte Vergünstigungen ermöglichen soll oder „Zeugnissen“, die den Bewerbungsunterlagen beigelegt werden können.

Erwartungen und Ansprüche haben sich gewandelt. Dabei halten sich traditionelle und „posttraditionelle“ Werte die Waage. Von einer früheren, christlich motivierten »Opferbereitschaft« oder einem idealistischen Altruismus ist wenig zu spüren. Freiwilliges Engagement soll „Spaß machen“ und die Erfahrung von Wertschätzung ist erwünscht, gleichwohl Werte wie „etwas für andere tun“ wichtig bleiben (vgl. Freiwilligen survey 2000, 112–124, 146–155). Entscheidender Faktor ist die Ressource „Zeit“. Wer motiviert ist, zeigt auch die Bereitschaft von dieser kostbaren Ressource etwas abzugeben (vgl. Opaschowski 1999, 168–184). Konsequenterweise finden sich innerhalb freiwilligen Engagements Anzeichen für eine Individualisierung, die durchaus als Chance begriffen werden können. Engagement geschieht heute durch individuelle Wahl. Der Einzelne entscheidet sich bewusst für sein Engagement – und er will Ort, zeitliche Begrenzung und Umfang seines Engagements selbst bestimmen.

2. Theoretische Konzepte der Gegenwart

Die theologische Debatte innerhalb der Jugendpastoral scheint zu Beginn des neuen Jahrtausends etwas erlahmt zu sein. Konnte man im Gefolge des Zweiten Vatikanischen Konzils noch von einer Blüte des theologischen Diskurses bis hinein in Verbände, Gruppierungen und Gemeinden sprechen, dominieren heute andere Themen.

2.1 Die aktuelle Situation

Anlass für so manche aktuelle Entwicklung und eine beginnende Neuorientierung sind die knapper werdenden finanziellen und personellen Ressourcen in nahezu allen Bistümern des deutschsprachigen Raums.

Strukturdebatten und Qualitätsentwicklung

Die Neuorientierung in der Ortsseelsorge führt zu Strukturdebatten. Knapper werdende finanzielle Ressourcen führen zu einer Überprüfung des Angebots. Die damit zusammen-

hängende Diskussion um das Thema „Qualitätssicherung/Qualitätsmanagement“ führt zu einer verstärkten Evaluation und Reflexion bestehender Praxis. So bestimmen weniger Visionen das Tagesgeschehen als das Bemühen, das eigene Handlungsfeld abzusichern und seine Relevanz zu beweisen. Evaluationsprozesse werden genutzt, um das eigene Profil zu schärfen. Damit entflammt erneut die Diskussion um das „Eigentliche“ in der kirchlichen Jugendarbeit, die schon seit der Würzburger Synode, im Kontext der Evangelisierungsdebatte während der 1980er Jahre und mit der Entwicklung verschiedener diözesaner Jugendpastoralkonzepte in den 1990er Jahren mehrfach geführt wurde.

Rezeption humanwissenschaftlicher Erkenntnisse

Eine weitere Entwicklung, die schon in den 1960er Jahren einsetzte, ist die starke Rezeption humanwissenschaftlicher Erkenntnisse in theoretischen Entwürfen. Publikationen mit empirischem Charakter, wie z.B. Jugendstudien haben Hochkonjunktur. Dabei besteht die Gefahr, dass theologische Fragen von der Soziologie dominiert werden und man sich auf die Kommentierung gesellschaftlicher Entwicklungen beschränkt. Mitunter kann auch der Eindruck entstehen, als erhoffe man sich insgeheim Aufschluss über die Hintergründe der Entkirchlichung, verbunden mit dem Wunsch diesen Entwicklungen entgegen steuern zu können. Übersehen wird dabei, dass die gesellschaftlichen Entwicklungen unumkehrbar sind und die Kirche wirkliche Alternativen entwickeln müsste, die auch einer theologischen Reflexion bedürfen. Zu prüfen wäre auch die Kritik Bernhard Groms einer Ausblendung der Erkenntnisse der *Jugendpsychologie* für das Handeln in der Jugendpastoral (vgl. Grom 2000).

2.2 Die theologische Debatte seit der Würzburger Synode

An welche theologischen Konzepte kann momentan angeknüpft werden? (Die Theorieentwürfe der 1970er und 1980er Jahre kommentieren z.T. ausführlich: Lechner 1992; Tzscheetzsch 1995, Höring 2000.) Bis heute ist der Würzburger Synodenbeschluss Grundlage aller jugendpastoralen Konzepte. Stand in den Jahren vor und nach der Würzburger Synode die Frage: „Diakonie oder Verkündigung?“ (prägnant kommentiert bei Steinkamp 1989) bzw. die Legitimation gesellschaftspolitischen Handelns vor allem der Jugendverbände (Stichwort: „gesellschaftliche Diakonie“) im Vordergrund, ging es in den 1980er Jahren eher um das Verständnis des Subjektseins Jugendlicher in der Kirche, wie es die Debatte um die Konzepte von Günter Biemer (1985) und Ottmar Fuchs (1986) bzw. vom „Dienst der Kirche an der Jugend“ und dem „Dienst der Jugend an der Kirche“ verdeutlichte (vgl. auch Bumiller 1991).

Mit dem Begriff der Evangelisierung und dem damit verbundenen Versuch, die Dichotomie von Verkündigung und Diakonie zu überwinden, kommt der Aspekt der Glaubensweitergabe verstärkt in den Blick. Das Apostolische Schreiben „*Evangelii nuntiandi*“ wird einer Relecture unterzogen und Entwicklungen in Lateinamerika werden rezipiert. Besonders deutlich geschieht dies im „Pastoralkonzept kirchlicher Jugendarbeit“ der Arbeitsstelle für Jugendseelsorge der dt. Bischofskonferenz (afj) und der Bundesstelle des BDKJ (1987). Martin Lechner stellt eine „Pastoraltheologie der Jugend“ (1992) im Horizont der Evangelisierung vor. Durch ihn und die Arbeit der Salesianer Don Boscos wird

dieser Zugang in Deutschland bekannt und von einigen Bistümern in Rahmenkonzepten aufgegriffen (so u.a. im Erzbistum Köln 1999).

Zuvor hatte die Diözesansynode Rottenburg-Stuttgart 1985/86 ihre Überlegungen explizit unter das Thema „Weitergabe des Glaubens an die kommende Generation“ gestellt. Der Titel: „Mit der Jugend Gott suchen“ (Bleistein/Zulehner 1987) macht den partizipativen Ansatz, aber auch den inhaltlichen Schwerpunkt deutlich. Herbert Haslinger (1991) nimmt das Leitmotiv der „Mystagogie“ auf, um sein Konzept kirchlicher Jugendarbeit darzulegen und rückt damit ebenfalls die gemeinsame Gottsuche in den Mittelpunkt.

Bei allen Ansätzen ist die Absicht hervorzuheben, den Synodenbeschluss in guter Weise fortzuschreiben und eine qualitative Neuorientierung vorzunehmen. Nichts, was mit dem Synodenbeschluss erreicht wurde, soll rückgängig gemacht oder relativiert werden.

Die verschiedenen Ansätze tragen dem Umstand Rechnung, dass wir es heute immer weniger mit einer *Kirchenkrise* als vielmehr mit einer *Glaubenskrise* zu tun haben. Waren in der Zeit der Würzburger Synode möglicherweise noch Fragen der kirchlichen *Gestalt* Mittelpunkt so mancher Debatte, ist heute festzustellen, dass die Mehrheit der jungen Menschen auch mit dem *Gehalt* christlichen Glaubens nicht mehr viel anzufangen weiß. Bedrohlicher noch als die Fragen von Pflichtzölibat oder Frauenpriestertum, Papstamt oder Kirchensteuer – so wichtig sie für das Überleben der Ortsgemeinden auch sein mögen – scheint die Frage der Zukunft des Glaubens zu sein. Andererseits aber muss auch daran festgehalten werden, dass Glaubensweitergabe nicht das alleinige Ziel kirchlichen Handelns ist; ein Gedanke der nahe liegt, wenn sie als „Vorzeichen“ vor die gesamte Jugendpastoral gesetzt wird. In der Sorge um den Menschen geht es auch um den Menschen und seine alltäglichen Sorgen als solche.

Besonders deutlich wird dies in der Debatte um das Evangelisierungskonzept. Zunächst bedarf der Begriff einer theologischen Begründung und einer inhaltlichen Konkretisierung. Der Begriff allein entbindet nicht von der Notwendigkeit Schwerpunkte zu setzen, Optionen zu treffen und diese biblisch und theologisch zu begründen. Eine weitere Schwierigkeit ist der Übergang zwischen den einzelnen Phasen der Evangelisierung (vom „Zeugnis ohne Worte“ bis hin zum eigenen „Einsatz im Apostolat“; vgl. EN 21–24), deren Beschreibung manchmal den Eindruck eines Automatismus nahe legt. Wenn davon die Rede ist, dass „diese Christen [...] durch dieses Zeugnis ohne Worte [...] in den Herzen derer, die ihr Leben sehen, unwiderstehliche Fragen [...] wecken“ (vgl. EN 21), dann scheidet dies in der Regel an den praktischen Möglichkeiten. Viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter leiden daran, dass keiner der Jugendlichen sie nach ihren Motiven und Beweggründen fragt.

Auf einer anderen Linie liegen die Leitlinien zur Jugendpastoral der Deutschen Bischofskonferenz (1991), die ersten gesamtdeutschen bischöflichen Richtlinien seit den Richtlinien für die Katholische Jugendseelsorge von 1936 bzw. 1945. Sie kommen – obwohl im Anschluss an das Jugendpastoralkonzept von afj und BDKJ entstanden – ohne einen starken Bezug zum Evangelisierungsansatz aus. Evangelisierung erscheint vielmehr als eine mögliche theologische Orientierung (vgl. Leitlinien 1991, 15). Grundlegend für das Gesamt der Jugendpastoral ist das Subjektsein junger Menschen in der Kirche aufgrund von Taufe und Firmung und das gemeinsame Handeln zugunsten aller Menschen.

Ziel ist die ganzheitlich verstandene Menschwerdung nach dem Bild Gottes (vgl. Leitlinien 1991, 8+12).

2.3 Gegenwärtige Entwürfe

Kirchliche Jugendarbeit als diakonisches Handeln

Zwei Beiträge jüngeren Datums (Kruip/Hobelsberger 1999; Haslinger 1999) rufen die für die Kirchliche Jugendarbeit seit dem Synodenbeschluss allgemein rezipierte, oft aber auch in Vergessenheit geratene diakonische Orientierung in Erinnerung. Diakonie wird dabei weniger als eigenes Handlungsfeld, sondern als „Vorzeichen“ verstanden. Neu ist dabei vor allem die weiter führende theologische Begründung durch Herbert Haslinger im Anschluss an den Ansatz von Emanuel Levinas. Die fundamentale „Verantwortung für den Anderen“ verdichtet sich im Ausdruck Diakonie (vgl. Haslinger, 12) und gerade darin vollzieht sich ein Zeugnis-Geben von Gott. Auch wenn faktisch nicht über die diakonische Orientierung des Synodenbeschlusses hinaus gegangen wird, so erhält doch die diakonische Prämisse auf dem Hintergrund der Evangelisierungsdebatte der Jahre zuvor eine neue theologische Strahlkraft und Relevanz.

Jugendpastoral im Horizont einer Kirche als Koinonia

Mit dem Ansatz einer „koinonischen Jugendpastoral“ (Höring 2000) habe ich selbst versucht, ein theologisches Handlungsmodell für das Gesamt von Jugendpastoral zu entwickeln, das einerseits Bezug nimmt auf das Selbstverständnis der Kirche und andererseits, ausgehend von einer grundlegenden Parität der drei kirchlichen Grundvollzüge Diakonie-Martyrie-Liturgie, deren Schwerpunktsetzung mittels des Grundvollzugs Koinonia ermöglichlich will. Inspiriert ist der Ansatz von Arbeiten Henning Luthers und dem personenzentrierten Ansatz von Carl R. Rogers. Ausgehend von der Bedeutung der Beziehung im Prozess des Aufwachsens ist die Forderung nach partizipativen Strukturen und einer symmetrischen Beziehung zwischen Jugendlichen und Erwachsenen im Raum der Kirche eines der zentralen Themen der Arbeit.

3. Herausforderungen

3.1 *Sich als Kirche für eine gelingende Lebensführung einsetzen*

Die Anforderungen an die individuelle Lebensführung sind gestiegen. Unterschiedliche Subjektanteile müssen zu einer Identität zusammengebastelt werden, ohne in Identitätsdiffusion zu münden. Jugendlichen scheint dies in der Regel gut zu gelingen. Jugendarbeit hat dies erst einmal wahrzunehmen. Zu klären bleibt, was zu einer gelingenden „Identität im Plural“ führt und wie jene unterstützt werden können, die in „vormoderne“ Formen, wie z.B. Fundamentalismus, oder in andere Bewältigungsformen, wie z.B. Gewalt oder Risikoverhalten, flüchten und dafür den Preis von Freiheit und Subjektivität

zahlen. Hilfreiche Impulse geben dazu die Untersuchungen von Heiner Keupp (1999a; 1999b).

Kirche könnte aufgrund ihres Selbstverständnisses Räume eröffnen, um die notwendigen Kompetenzen zu erwerben, und sich als Sprachrohr junger Menschen verstehen, notwendige Ressourcen innerhalb der Gesellschaft einzufordern. In diesem Zusammenhang erhält auch eine emanzipatorische Pädagogik eine neue Bedeutung (vgl. Scherr 1996). Es geht nicht mehr um die Befreiung des Subjekts von prägenden gesellschaftlichen Strukturen – es lebt ja bereits „jenseits von Klasse und Stand“ (Ulrich Beck) – es geht um die Verteidigung des Subjektseins gegen neue, subtile Formen der Entmündigung. Aus theologischen Gründen ist Kirche ein Anwalt von Subjektivität (vgl. Höring 2000, 216–222).

3.2 Den Beitrag des christlichen Glaubens zu einer Identität unter den Bedingungen der Postmoderne prüfen

Zu klären bleibt, welchen Beitrag der christliche Glaube im Prozess der Identitätsbildung zu leisten im Stande ist. Unbestritten ist – entgegen mancher Skepsis – der positive Beitrag von Religion bei der Erarbeitung einer eigenen Identität (vgl. Wippermann 1998). Zu beachten sind aber die Bedingungen, denen auch eine christlich geprägte Identität unterworfen ist. Hier scheint weniger der Inhalt als vielmehr der Modus der Aneignung entscheidend zu sein (vgl. Mette 1999). Gerade hier aber lassen sich Konvergenzen zwischen den Vorgaben einer „postmodernen Identitätsbildung“ und dem Anspruch des Glaubens ausmachen: Glaube muss – um seiner selbst willen – frei gewählt und bewusst affirmiert werden, will er denn wirklich Glaube sein.

Ungelöst aber ist der Anteil und die Rolle einer „christlich geprägten Identität“ im Plural der Teilidentitäten und Lebenswelten des Einzelnen. Kann sich damit zufrieden gegeben werden, eine Lebenswelt, eine Teilidentität unter vielen zu sein? Kann „christliche Identität“ noch als alles bestimmende Überformung gedacht werden (wenn sie es denn jemals war)? Oder wie hat man sich „christliche Prägung“ im ständigen Wechsel und Übergang, in der Vernetzung von Teilidentitäten, in der „Transversalität“ (vgl. Höring 2001) vorzustellen? Wie kann christliche Prägung die Basis bilden, auf der die eigene Identität zusammengebaut wird?

In diesem Zusammenhang wird auch deutlich werden müssen, was ein junger Mensch vom christlichen Glauben hat, was es „ihm bringt“. Dieser, oft als Verzweckung des Glaubens diskriminierten Frage kann sich der Glaube nicht entziehen. Will er Glaube sein, dann muss er auch etwas bewirken können. Was aber bewirkt Glauben? Was habe ich von diesem Gott? Wie und woran erfahre ich Erlösung? Hier zeigt sich auch eine „soteriologische Leerstelle“ in der Jugendpastoral, weil oft nicht hinreichend dargelegt wird, wie und wo Glaube heil macht.

3.3 Neue Wege der Kommunikation zwischen Kirche und Jugendkulturen suchen

Offen bleibt, in welcher Weise die Chance des christlichen Glaubens ins Gespräch gebracht werden kann. Neben der praktischen Schwierigkeit vieler kirchlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, mit Jugendlichen überhaupt in Kontakt und in einen konstruktivi-

ven Austausch zu kommen, fehlt es auch an geeigneten theoretischen Modellen, die die Möglichkeiten der Kommunikation zwischen Kirche und Jugendkulturen ausloten. Vielleicht können die „antitotalitäre Struktur“ des christlichen Glaubens, der von der Vorläufigkeit der Gegenwart angesichts der noch ausstehenden vollen Verwirklichung der Gotesherrschaft ausgeht, und eine kritische Haltung junger Menschen gegenüber der Gegenwart Anknüpfungspunkt für Joint Ventures sein. Vielleicht findet sich hinter unterschiedlichen Ausdrucksformen ein gleich geartetes Sensorium für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Vielleicht ist auch die Vorstellung einer Kirche als Koinonia ein hilfreiches Modell (vgl. den entsprechenden Beitrag in diesem Heft).

3.4 Ein glaubwürdiges »personales Angebot« fördern

Jedes (theologische) Konzept ist nur so viel wert wie die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die es verkörpern und verwirklichen. Das Personal ist immer noch das größte Kapital der Kirche. Nichts ruft in der Bevölkerung so viel Anerkennung hervor, wie glaubwürdige kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. (Ein Blick in die Kirchengeschichte bestätigt, dass es eigentlich schon immer so war.) Die Aussage der Würzburger Synode: „Ideen und Programme gelten ihm [dem Jugendlichen; P.H.] in der Regel soviel wie die Personen, die sie verkörpern“ (Synodenbeschluss 1976, 298f), kann als Grundaxiom kirchlichen Handelns gelten.

Das Bewusstsein der Mitarbeitenden, Anteil zu haben an der Sendung der Kirche ist deshalb weiter zu fördern. Auch eine pädagogische Mitarbeiterin in einer „Offenen Tür“ ist in ihrer jeweiligen Fachkompetenz eine pastorale Mitarbeiterin und sie benötigt für ihre Aufgabe eine dreifache Kompetenz: (1) eine (pädagogische) Fachkompetenz, (2) eine personale Kompetenz und (3) eine „theologische Kompetenz“. Letztere ist nicht durch ein Studium zu erwerben. „Theo-logische Kompetenz“ meint hier die Fähigkeit, angemessen „Gott zur Sprache zu bringen“ (*theos legein*), eine Kompetenz, die jeder Christ – zumal im kirchlichen Dienst – zu erbringen hat. Sie wird dort eingebracht, wo Zeugnis von der eigenen Hoffnung gegeben wird, und Anteil gegeben wird an den eigenen Zweifeln, zur gemeinsamen Suche ermutigt wird. Insofern sind in Aus- und Fortbildungen Angebote einzurichten, die die Entwicklung einer eigenen Spiritualität fördern und Gelegenheit bieten, Möglichkeiten zu entwickeln, im beruflichen Alltag Christ zu sein. Denn nichts hat die Kirche heute nötiger als glaubwürdige Zeuginnen und Zeugen Christi.

New Developments in Practice and Theory of Church Youth Work,
by Patrik C. Höring

The fundamental contribution of Patrik C. Höring, theological consultant to the archiepiscopal youth department of Cologne, offers a broad view of the latest developments in theory and practice of the church's youth work in Germany. While the general use of media as well eventizing increase, church socialization is only successful with a minority of people. In a theological-theoretical way the didactically oriented draft of the synod is continued and confronted with evangelization, mystagogy and koinonia. On the whole it seems that the age of great concepts made way for a phase of searching and experimenting in which "Personal offer" is still of prime importance.